

k.

Leseprobe aus:

**Astrid Fritz**

## **Die Himmelsbraut**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## I

*Gutshof der Ritter von Holderstein,  
am Tage vor Ostern des Jahres 1520*

Lena?»

Antonia ließ das Messer sinken, mit dem sie den Berg von Wurzelgemüse in feine Scheiben schnitt. Seit zwei Tagen hockte sie nun schon fast ununterbrochen in dieser muffigen Küche, während draußen der Frühling Einzug hielt, und bereitete zusammen mit der alten Köchin, ihren beiden Schwestern und dem Küchenmädchen das Osterfestessen vor.

«Lena?», wiederholte sie. «Was ist mit dir?»

Im nächsten Augenblick stieß ihre Schwester einen seltsamen Laut aus und kippte rücklings von der Bank. Reglos lag sie auf dem Boden, die Arme ausgestreckt wie der Herr Jesus am Kreuz. Ihr alabasterfarbenes Gesicht schimmerte noch heller als sonst auf den dunkelroten Tonfliesen.

Mit einem Satz war Antonia bei ihr. Magdalenas Körper fühlte sich eiskalt an.

«Sie ist tot! Herr im Himmel, sie ist tot!»

«Unsinn.» Grit, die Köchin, beugte ihre alten Knochen zu dem reglosen Mädchen hinunter, mit nachdrücklichem Ächzen, und klopfte ihm mit der flachen Hand gegen die Wangen.

«Lena, komm zu dir. Nun mach schon.»

Endlich öffnete Magdalena die Augen und begann zu lächeln. «Ich hab den Herrn gesehen», murmelte sie, dann fielen ihr die Augen wieder zu.

«Wir bringen sie nach draußen, an die frische Luft», entschied Grit. «Los, helft mir.»

Zu viert schleppten sie Magdalena aus der Küche hinaus in den Hof. Dort setzten sie sie behutsam auf die sonnenbeschienene Holzbank. Kraftlos sank Magdalenas Oberkörper zur Seite. Als sie endlich wieder bei sich war, begann sie zu weinen.

Die Köchin verzog missbilligend die Mundwinkel.

«Das musste ja so kommen. Wie kann sie es nur so überreiben mit dem Fasten? Zum Glück hat das jetzt mit Ostern ein End'.»

«Ich hol den Vater», sagte Antonia.

«Tu das. Er soll ihr nur ordentlich den Kopf zurechtsetzen.»

Antonia rannte über den Hof und musste an sich halten, nicht im Laufschrift durch das Stalltor zu stürmen. Dort, im Halbdunkel, umstanden die Männer die junge Fuchsstute, die heute zum ersten Mal fohlen sollte. Noch war es nicht so weit, wie Antonia fachkundig erkannte. Schweißnass glänzte das Fell der Stute, über ihre Flanken glitt unablässig ein Zittern. Junker Kilian von Holderstein strich ihr beruhigend über die Nüstern, während Antonias Vater ihr die Schweifrübe in die Höhe hielt und in ihrer Spalte tastete. Neben ihm erkannte Antonia zu ihrer Freude Phillip, Kilians jüngeren Bruder. Jetzt hob er die Hand zum Gruß und lachte sie an.

«Vater, Ihr müsst kommen», stieß sie hervor, ohne Phillips Gruß zu erwidern. «Lena – sie ist umgefallen!»

«Übernimm du», wies Albrecht von Oberthann den Altknecht an und folgte Antonia hinüber zum Herrenhaus. Magdalena war mittlerweile wieder bei klarem Bewusstsein. Die Tränen liefen ihr noch immer über das Gesicht, während die Köchin versuchte, ihr einen Becher mit Gemüsebrühe einzufüllen.

Antonias Vater nahm ihr den Becher aus der Hand.

«Sie muss was Anständiges essen, Fasten hin oder her. Schlag ihr drei Eier mit Rotwein auf, danach kochst du einen Milchbrei.»

Grit nickte und verschwand im Haus.

«Und ihr beiden», wandte er sich an Antonia und deren älteste Schwester Katharina, «ihr solltet besser auf Magdalena achten. Nicht dass sie heute wieder die ganze Osternacht durchwacht.»

«Mit Lena wird es immer schlimmer», sagte Antonia. Sie saß mit Phillip in dem aufgelassenen Steinbruch, der die erste Wärme der Frühlingssonne auf sie abstrahlte. Von hier, ihrem Lieblingsplatz, hatten sie einen freien Blick auf das Gestüt zu ihren Füßen und hinüber zu Burg Holderstein, die auf der anderen Seite des Tals über dem Dörfchen Unterthann und den benachbarten Weinbergen thronte. Inzwischen standen die Apfel- und Kirschbäume in voller Blüte, die Wiesen leuchteten in solch frischem Grün und Löwenzahngelb, als hätte ein Maler sie über Nacht mit neuer Farbe bestrichen. An klaren Tagen wie heute konnte man ungehindert über die Obstwiesen und Weingärten der Vorberge bis hinunter in die Rheinebene sehen, ja sogar bis zu den blauen Schatten der Vogesen. Anmutig und licht war die Landschaft hier, bevor sie, schon gleich hinter Holderstein, in den dunklen, unwirtlichen Bergwald übergang.

«Seit Fastnacht hat sie nur noch Brot und Wasser zu sich genommen», fuhr Antonia fort. «Hat nicht mal an den Sonntagen richtig essen wollen. Und nachts hat sie auf dem kalten Fußboden ihre Bußübungen gemacht, bis sie zu heulen anfing.»

Phillip verzog den Mund zu einem spöttischen Grinsen. «An Magdalena regnet's gern, weil sie weinte um den Herrn.»

«Sei still!»

Sie konnte diesen Spruch nicht mehr hören, den die Dorf-

kinder oft genug der Schwester hinterhergerufen hatten – sie selbst, zu ihrer Schande, nicht selten vorneweg.

Phillip zuckte die Schultern. Schweigend beobachteten sie die Jährlinge, die zwischen den Obstbäumen übermütig ihre Kräfte maßen. Bald würde man sie von der Herde der Mutterstuten trennen.

«Hast du gewusst», Phillip kickte ein Steinchen den Hang hinab, «dass euer Vater einen Bräutigam für sie gefunden hat?»

«Was? Wer soll das sein?»

«Der Sohn des Landschreibers von Oberkirch. Ich hab gehört, wie unsere Väter darüber gesprochen haben. Im Sommer sollen sich die beiden kennenlernen.»

«Lena und heiraten! Die ist doch mit der Kirche verheiratet.»

«Das hat sie von eurer Mutter. Kilian sagt, dass eure Mutter jeden Tag in die Kirche gegangen ist und jeden Sonntag zur Beichte.»

«Mag sein. Ich kann mich an meine Mutter gar nicht recht erinnern.»

Phillip stieß sie in die Seite. «Was ist eigentlich mit *dir*? Hast *du* schon einen zum Heiraten im Auge?»

Antonia sah ihn erstaunt an. Über solcherlei Dinge hatten sie noch nie gesprochen. Phillip lächelte ein wenig verlegen, und sie stellte fest, wie schmuck er heute aussah mit seinem sauberen blau-roten Gewand und dem frischgewaschenen hellbraunen Haar, das ihm in dichten Locken bis über die Schultern fiel. Sie selbst hatte noch keine Zeit gefunden, sich vor dem morgigen Osterfest zu baden oder zu kämmen, und konnte plötzlich den Küchendunst der letzten Tage an sich riechen.

«Wann musst du wieder in die Stadt?», lenkte sie von seiner Frage ab.

«Übermorgen. Leider.»

Sein Lächeln wich einem mürrischen Gesichtsausdruck.

Antonia wusste, wie schwer es ihm jedes Mal fiel, wieder nach Offenburg zu reiten. Seit gut drei Jahren besuchte er dort die Klosterschule der Franziskanerbrüder, und so groß seine Freude am Lernen war, so litt er doch unter dem Eingesperrtsein und dem streng geregelten Tagesablauf. Wenigstens durfte er die Sonntage zu Hause verbringen, sofern er nicht zu Messdienst und Chorgesang verpflichtet war.

«Es ist ja nur noch bis zum Sommer», tröstete sie mehr sich selbst als den Freund. «Und dann sind wir die ganze Erntezeit zusammen.»

«Ja – aber was kommt danach? Danach schickt Vater mich sonst wohin. Zu irgendeinem fremden Herrn, damit ich ganz standesgemäß das Waffenhandwerk und das höfische Leben kennenlerne.»

Antonia wollte gar nicht daran denken, in welche Gefahren er sich als Knappe begeben würde, wenn er seinem Herrn beim Turnier oder Kampf zur Seite stand.

«Wir müssen zurück. Ich will mich für die Osternachtsmesse richten.»

«Aber bis zum Kirchengang ist doch noch Zeit.»

«Nicht wenn wir vorher am Stall vorbeigehen. Ich möchte gern sehen, ob das Fohlen schon da ist.»

«Na gut.» Er half ihr auf die Beine. Seine Hände waren warm und kräftig. «Lass uns wetten, ob es eine Stute oder ein Hengst wird. Ich sage: Hengst.»

Sie musste lachen. «Da bleibt mir ja nur noch die Stute. Um was wollen wir wetten?»

«Wer gewinnt, darf sich was wünschen.»

«Und was wünschst du dir?», fragte sie neugierig.

«Einen Kuss.»

Wenn Antonia behauptete, sie könne sich kaum noch an ihre Mutter erinnern, entsprach das nicht ganz der Wahrheit. Zwar war sie erst sechs Jahre alt gewesen, als ihre Mutter im Kindbett mitsamt dem Neugeborenen verstorben war, aber eines hatte sie tatsächlich noch heute vor Augen: wie die Mutter jeden Morgen in aller Frühe in Richtung Dorfkirche verschwand – mit Magdalena an der Hand, bei Eis und Schnee, bei Sturm oder strömendem Regen. Weder ihre älteste Schwester Katharina noch sie selbst hätte daran Gefallen gefunden, und Bernward, ihr Bruder, gleich gar nicht, der damals schon ein hoch aufgeschossener Junge von zwölf, dreizehn Jahren gewesen war. Magdalenas große hellblaue Augen indessen hatten jedes Mal zu strahlen begonnen, wenn die Mutter, mit engelsgleichem Gesicht, die Hand nach ihr ausgestreckt und gesagt hatte: «Komm, gehen wir zum lieben Gott.»

Zu jener Zeit musste es auch gewesen sein, dass Magdalena erstmals in diese seltsamen Zustände geriet. Das konnte bei Tisch geschehen, bei der Handarbeit oder sogar mitten im Gehen. Es sah aus, als würde sie die Luft anhalten, dann entspannten sich ihre Züge, der Blick ging ins Leere, und ihr Antlitz mit der hellen Haut, dem fein geschwungenen Mund und der geraden Nase unter der hohen Stirn schien wie verklärt von einem jenseitigen Licht. In diesen Momenten der Entrückung mochte man sie ansprechen oder berühren, wie man wollte – für die Welt war sie etliche Atemzüge lang nicht mehr erreichbar.

Antonia erinnerte sich noch genau, wie ihr Vater, ansonsten ein gutmütiger Mensch, einmal beim Sonntagsessen nach dem Kirchgang die Faust auf die Tischplatte hatte krachen lassen.

«Willst du uns zum Narren halten, oder was? Ich habe dich etwas gefragt und erwarte gefälligst eine Antwort.»

Magdalena war bei dem Faustschlag zusammengezuckt und hatte zu weinen begonnen.

«Es tut mir leid, Vater. Ich hatte Euch nicht gehört.»

Am Ende hatte Albrecht von Oberthann noch einen lautstarken Streit mit ihrer Mutter vom Zaun gebrochen, vor den Augen der Kinder und des Gesindes, und dabei seiner Frau vorgeworfen, sie mache das Kind mit ihrem Glaubenseifer noch völlig verrückt. Magdalena solle sich gleich ihren Schwestern in den Tugenden der Haushaltsführung üben und den Kirchgang auf die Sonn- und Feiertage beschränken. Ansonsten werde er sie, wenn das mit ihrer Schwarmgeisterei so weitergehe, in ein fremdes Frauenzimmer geben.

Doch Antonias Schwester ließ sich nicht beirren und trug fortan ihren vollen Namen Maria Magdalena wie eine Bestimmung. Was Antonia einigermaßen lächerlich fand, schließlich hörte sie auf diesen Namen einzig und allein deswegen, weil sie am Magdalenentag getauft worden war. Jedenfalls durfte sie künftig niemand mehr Lena nennen, außer Antonia.

Nach Mutters Tod, über den Magdalena von allen Geschwistern am wenigsten hinwegkam, hatte sie sich nur noch mehr in den Glauben vertieft. Sie ging weiterhin täglich zur Kirche, und an den Hochfesten verteilte sie an vorbeiziehende Bettler kleine Almosen vor dem Tor des Gestüts, ohne die alte Köchin oder den Vater um Erlaubnis zu bitten. Anstatt mit den anderen Kindern beim Blindekuhspiel, Fangen oder Verstecken herumzutoben, kauerte sie nach der Arbeit unter der Linde im Hof und erfand ihre eigenen Spiele. Aus Hölzchen und Steinchen wurden Eroberer und Glaubensstreiter, die den Sarazenen im Morgenland oder den Wilden in der neuen Welt Gottes Wort nahebrachten. Hin und wieder überredete sie Antonia dazu mitzumachen, wenn sie sich, mit einem Blumenkranz auf dem umschleierten Kopf, in eine Jungfer von hohem Geblüt verwandelte, die in fernen Ländern gegen böse Barbaren kämpfte und am Ende den Märtyrertod erlitt. Wobei



Antonia abwechselnd die Rolle des Barbaren oder des edlen Kreuzritters geben musste und dies anfangs sogar mit einiger Begeisterung tat.

Einmal waren sie hierzu ins Land der Mauren gewandert, von dem Magdalena wusste, dass es hinter den Schwarzwaldbergen lag, waren das Tal hinaufmarschiert, bis sie vom Weg abkamen und in den dunklen Tann gerieten. Oben bei der alten Wolfskapelle waren sie von der Dunkelheit überrascht worden. Hatten sich zu Tode gefürchtet vor dem spitzbärtigen Moospfaffen, der hier in den Wäldern nachts herumgeisterte mit seinem Pilgerstab und moosbewachsenen Hut, und erst recht vor den Wölfen, deren schauerliches Geheul sie schon bald überall zu hören glaubten.

Vielleicht hätten sie nie wieder heimgefunden, hätte Bernhard sie nicht aufgespürt. Beide waren inzwischen vollkommen durchgefroren und Magdalena fast verrückt vor Angst. Sowohl von Grit als auch von ihrem Vater hatten sie hierauf jede zwei saftige Mauschellen geerntet, und Magdalena hatte ein neues, weniger gefährliches Spiel erfunden: das Spiel um den gottesfürchtigen und entbehrungsreichen Alltag von Nonnen, Mönchen und Einsiedlern. Bevorzugter Schauplatz hierfür war der feuchtkalte Gewölbekeller, in dem der Wein lagerte, oder der kleine Kuhstall, der tagsüber leerstand.

So herzlich Antonia ihrer um ein gutes Jahr älteren Schwester zugetan war (weit mehr als Katharina, der Ältesten), verlor sie an diesen frommen Anwandlungen doch irgendwann den Spaß und spielte wieder mehr mit den anderen Kindern. Das war denn auch die Zeit gewesen, da Antonia sich lustig zu machen begann über Magdalena und sich hin und wieder an die Spitze der Dorfkinder setzte, um ihrer zu spotten. Das tat ihr zwar hinterher jedes Mal aufrichtig leid, und sie entschuldigte sich bei ihrer Schwester, doch bereits deren sanfte, gütige Art,

diese Entschuldigung anzunehmen, vermochte Antonia zu den nächsten Schmähworten zu reizen.

Mit etwa zwölf Jahren dann empfing Magdalena erstmals den «Gruß», den himmlischen Gnadenerweis. Antonia glaubte sich zu erinnern, dass das im Hungerwinter des Jahres 1517 gewesen war, nachdem Gewitter, heftige Stürme und sintflutartiger Regen überall im Lande die Ernten verdorben hatten. Nicht wenige Bauern waren schon ins Ungarische ausgewandert, andere versuchten mit Holzdiebstahl und Wilderei zu überleben. Drüben im Wirtembergischen, hieß es, lasse der grausame Herzog Ulrich solchen Frevlern die Augen ausstechen.

Auch in der Haushaltung des Ritters und seines Gutswalters wurde das Getreide knapp, und die Erwachsenen schritten mit sorgenvoller Miene einher. In jenen Wochen zog sich Magdalena, kaum hatte sie ihre Arbeitspflichten hinter sich gebracht, in die Schlafkammer zurück, um in Kälte und Dunkelheit ihre Gebete zu verrichten. Dort fand Antonia sie eines Abends. Im Schein der Handlampe stand Magdalena vor ihr mit dem Rücken zur Wand, gänzlich nackt, mit ausgebreiteten Armen und einem verzückten Lächeln auf dem Gesicht. Aus ihren halb geöffneten Lippen stiegen Atemwölkchen in die eisige Luft.

«Was tust du da?», rief Antonia erschrocken. «Du holst dir ja den Tod!»

«Mir ist nicht kalt», erwiderte sie leise. «Denk dir, Antonia, ich war an einem unsagbar wonnevollen Ort. Da war ein Licht, und es ist durch all meine Adern geflossen. In diesem Licht hat der Allmächtige zu mir gesprochen, ich habe seine Offenbarung mit allen Sinnen erfahren dürfen, habe ihren süßen Duft sogar auf der Zunge schmecken können.»

Antonia zog sie entgeistert in ihr gemeinsames Bett und deckte sie bis zum Hals zu.

Von diesem Tag an blieb Magdalenas einziges großes Ziel, erneut mit Gott ins Gespräch zu kommen. Dass ihr Vater sie über all dem doch nie fortgeschickt hatte, trotz seiner Drohung, verwunderte Antonia. Vielleicht lag es daran, dass er glaubte, ihre Glaubensinbrunst würde sich wieder legen. Ganz sicher aber daran, dass er seine drei Töchter allesamt inniglich liebte – Magdalena vielleicht noch ein klein wenig mehr als die anderen, da sie so sehr seiner viel zu früh verstorbenen Frau glich, in ihrem zarten Körperbau, den hellblauen Augen, dem feinen, blonden Haar, das in der Sonne golden glänzte.

Auch wenn Magdalenas Glückseligkeit im Glauben echt schien, so hätte Antonia sie doch niemals darum beneidet. Viel zu sehr hing sie am diesseitigen Leben, an diesem Leben in Freiheit und voll kindlicher Freuden, dazu in einem Landstrich, der wahrlich vom Herrgott begnadet war. Hier in den Vorbergen des Schwarzwalds waren die Winter kurz, wenn auch schneereich, was zu herrlichen Schlittenfahrten verlockte; das Frühjahr trieb einen hinaus in die blühenden Wiesengründe, die schattigen Täler waldaufwärts boten in den warmen Sommermonaten willkommene Abkühlung; im Herbst endlich wurden die Trauben in den Rebgärten prall und saftig, und die Äste der Obstbäume bogen sich unter ihrer Last an Zwetschgen, Äpfeln und Birnen. Jedes Jahr verdarben Phillip und Antonia sich in ihrer Gier den Magen, doch jedes Jahr aufs Neue war die Verlockung zu groß.

Nein, sie hätte ihr Leben mit niemandem tauschen mögen. Und auch jetzt, an diesem sonnigen Tag vor Ostern, fieberte sie nichts mehr entgegen als der warmen Jahreszeit auf diesem schönen Fleckchen Erde, das ihre Heimat war. Die einzige Enttäuschung an diesem Tag war gewesen, dass das Fohlen als Stute zur Welt gekommen war. Zu gern hätte sie erfahren, ob es Phillip ernst gewesen war mit seinem Kuss.

*Gutshof der Ritter von Holderstein,  
im Frühjahr 1520*

Der sonntägliche Kirchgang vom Gestüt hinunter ins Dorf, das auf der anderen Seite des Bachlaufs lag, glich jedes Mal fast einer Prozession. Vorweg schritt Magdalena, zwischen ihrem Vater und dem Kammerfräulein von Fleckenstein, das nach dem Tod der Mutter die Erziehung der Mädchen und die Aufsicht über das Gesinde übernommen hatte. Hernach folgten Grit mit Katharina und Bernward, falls er denn zu Hause weilte, das Küchenmädchen mit der Hofmagd und der Wäscherin, dann der Hufschmied, der Sattler, die beiden Pferde knechte. Als Letztes marschierte Antonia mit Phillip, der es sich nicht nehmen ließ, den doch beträchtlichen Umweg über das Gestüt zu nehmen, um Antonia abzuholen. Mitunter hatte er seinen Bruder Kilian und seine kleine Schwester Almuth, ein verwöhntes Gör, im Schlepptau, doch am liebsten war es Antonia natürlich, wenn er allein kam. Dann trödelten sie, bis der Abstand zu den anderen immer größer wurde, und erreichten das Portal der kleinen Kirche erst beim letzten Glockenschlag. Dort knuffte Phillip sie freundschaftlich, um eiligst in der Seitenpforte zu verschwinden, von der man in die herrschaftliche Empore gelangte.

An diesem Sonntag nach Ostern wartete sie indessen vergeblich darauf, dass Phillip sie abholte. Auch den folgenden Sonntag kam er nicht, stattdessen erschien Kilian. Von ihm erfuhr sie die Gründe für Phillips Abwesenheit – besser gesagt, musste sie ihm wie immer jeden Satz aus der Nase ziehen.

«Letzten Sonntag hatte er Altardienst.»

«Und heute?»

«Zwei Tage Karzer.»

«Was?»

«Er hat in der Schulstunde Widerworte gewagt. Gegen seinen Magister.»

«Was hat er denn gesagt?»

Kilian zuckte die schwächtigen Schultern.

«Irgendwas gegen den Ablasshandel. Mehr weiß ich auch nicht.»

Den Rest des Weges trotteten sie stumm nebeneinander her, unter einem grauen Himmel, aus dem es zu nieseln begann. Antonia hatte plötzlich das untrügliche Gefühl, dass ihre Kindheit im Begriff war, zu Ende zu gehen. Und damit jene unbeschwertere Zeit, die sie zusammen mit Phillip verbracht hatte.

Von klein auf waren sie beide, nicht anders als alle Kinder aus Unterthann und von den umliegenden Höfen, durch die Natur gestromert, barfuß, mit schmutzigem Gesicht und Dreck unter den Fingernägeln. Später dann, zu Pferd, hatten sie den Umkreis ihrer Streifzüge erweitert. Hatten im Wald wilde Tiere aufgespürt, Bachläufe zum Baden aufgestaut oder sich gemeinsam vor der schönen, weiß gewandeten Waldfrau Melusine gegruselt, die in den Abendstunden durch das Unterholz spukte und auf Erlösung harnte.

Antonia konnte sich nicht erinnern, dass sich ihr Vater je Sorgen um sie gemacht hätte. Schließlich befand sie sich in der Obhut von Phillip, der um zwei Jahre älter war, und vermochte zu reiten wie ein Kerl. Kilian hatte es ihr auf einer alten, erfahrenen Stute beigebracht – Kilian, der Seltsame, der Eigenbrötler, der ohne Worte mit den Pferden sprach und abgesehen von der Reiterei rein gar nichts auf ritterliche Stärken und Eignungen gab. Als Knabe hatte sein Vater ihn zu den Cisterciensern nach Tennenbach bringen wollen, aber er hatte sich mit Händen und Füßen gewehrt. Kilian gehörte zu der

Sorte Mensch, der weder Feinde noch Freunde hatte und auch niemanden zu brauchen schien, solange er nur bei seinen Pferden sein konnte. Die Einzigen, denen er sich hin und wieder anschloss, waren Phillip und Antonia.

Auch wenn sie am liebsten mit Philipp allein war, hatte Antonia nichts dagegen, dass Kilian sie bei ihren Ausritten begleitete, da sie ihn in seiner seltsamen Art mochte. Schweigsam, dabei höchst aufmerksam, pflegte er neben ihnen herzureiten und spürte dabei die wundersamsten Dinge auf: eine Höhle, einen Dachsbau, eine unbekannte Quelle, ein Rudel Rotwild im Dickicht des Waldes. Er und Phillip waren Antonia im Laufe der Kindheit zu älteren Brüdern geworden, viel mehr noch als Bernward, ihr leiblicher Bruder, zu dem der Altersunterschied sehr groß war.

Zu ihrem Glück waren weder Phillip noch seine beiden Brüder Kilian und Wieghart, wie bei vielen Rittern noch immer üblich, mit dem siebten Lebensjahr als Pagen an den Hof hoher Herren geschickt worden. Reichsritter Markwart von Holderstein konnte die Hilfe seiner Söhne auf der Burg und auf seinem Gestüt nicht entbehren, außerdem wäre eine Ausbildung in der Fremde zu kostspielig geworden. So wurden sie von einem jungen fahrenden Ritter mit Namen Eginio zu Hause erzogen.

Als Kind war sie oft mit dabei gewesen, wenn Phillip und Kilian ihre Leibesübungen in der Vorburg oder auf den Wiesen hinter dem Dorfweiher durchführten. Dabei ging es anfangs vor allem um körperliche Ertüchtigung, um tägliches Laufen, Schwimmen und Ringen; auch Steinwurf und Faustkampf gehörten dazu. Später mussten sie sich in den Reitkünsten und im Bogenschießen für die Jagd vervollkommen oder lernen, wie man Vogelfallen aufstellte und mit Jagdhunden umging.

Bei den weniger kämpferischen Übungen erlaubte Eginio hin und wieder, dass Antonia teilnahm. In den Erholungspau-

sen setzten sie sich dann unter einen Baum oder in die Schutzhütte am Weiher, lauschten alten Ritter- und Heldensagen oder Eginos Gesang und Saitenspiel. Kilian hatte sich übrigens schon sehr bald als äußerst begabt im Lautenschlagen gezeigt, während Phillip das Instrument reichlich unbeholfen handhabte und mit seinem misstönenden Gesang eher Lacherfolge erntete als Beifall.

Vielleicht waren es gerade diese Jahre gewesen, die ihre Bande vor allem zu Phillip immer enger hatten werden lassen. Jetzt musste sie schmerzhaft erkennen, dass diese Zeit dem Ende zuzuging.

Auf dem Kirchhof verabschiedete sich Kilian.

«Warte noch.» Antonia hielt ihn am Arm fest. «Weißt du vielleicht, wohin Phillip nach dem Sommer gehen wird?»

Er schüttelte den Kopf. «Nein.»

«Warum musst *du* eigentlich nicht fort, zum Dienst als Knappe? Du bist doch zwei Jahre älter als Phillip.»

«Weißt du es denn nicht?»

«Nein, was?»

«Ich soll eines Tages die Pferdezucht übernehmen. Dein Bruder Bernward will nicht, obschon es an ihm wäre, in die Fußstapfen eures Vaters zu treten.»

Unwillkürlich blickte Antonia hinüber zum Kirchenportal, wo Bernward gerade auf ihren Vater, den er inzwischen um Kopfeslänge überragte, einredete. Dass ihr Bruder nicht allzu geschickt mit Pferden umging, war ihr schon früh aufgefallen. Vor vier Jahren nun hatte er dem Vater tatsächlich die Erlaubnis abgerungen, an der Artistenfakultät zu Freiburg zu studieren, hatte ihm aber versprechen müssen, nach dem Magister heimzukehren. Ganz offensichtlich wollte Bernward dieses Versprechen nun brechen, was auch die gereizte Stimmung zwischen Vater und Sohn bei Bernwards letzten Besuchen erklärte.